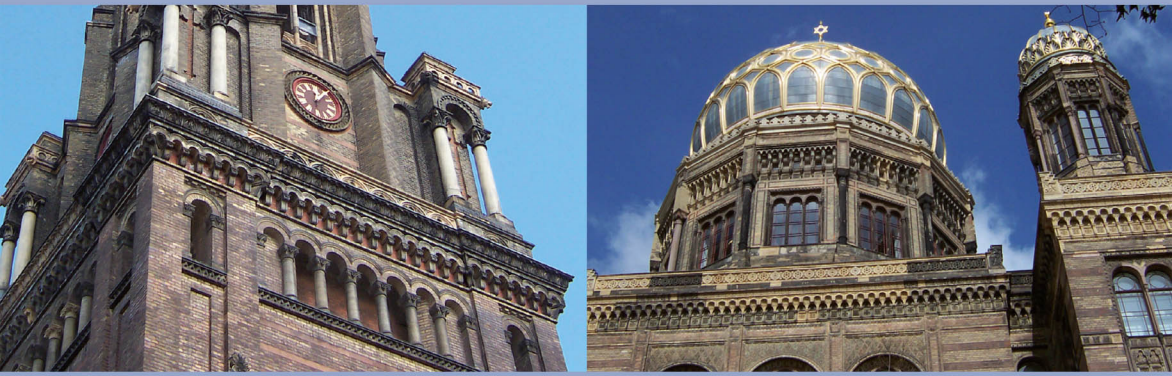


Peter von der Osten-Sacken



Kleine Texte zu großen Fragen

Israel und Deutschland, Christen und Juden



Kleine Texte zu großen Fragen

STUDIEN ZU KIRCHE UND ISRAEL. NEUE FOLGE (SKI.NF)

Herausgegeben im Auftrag des Instituts Kirche und Judentum
von Alexander Deeg, Beate Ego, Hanna Liss, Christoph Marksches
und Ralf Meister

Band 17

Peter von der Osten-Sacken

Kleine Texte zu großen Fragen

Israel und Deutschland, Christen und Juden

Mit einem Beitrag von Rabbiner Sanford Ragins



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig



Peter von der Osten-Sacken, Dr. theol. Dres. h.c., 3.3.1940–28.6.2022, studierte Theologie in Göttingen, Kiel und Heidelberg. Nach Promotion (1967, zu Qumran) und Habilitation (1973, zu Paulus) an der Göttinger Theologischen Fakultät war er von 1973 bis 1993 Professor für Neues Testament an der Kirchlichen Hochschule Berlin (West), so- dann bis 2005 für Neues Testament und Christlich-Jüdische Studien an der Berliner Humboldt-Universität. Von 1974 bis 2007 leitete er das Institut Kirche und Judentum.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig
Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: Kai-Michael Gustmann, Leipzig
Coverbild: Teilansichten des Turms der Evangelischen Zionskirche zu Berlin
und der Neuen Synagoge (Oranienburger Straße) zu Berlin
Satz: 3w+p, Rimpär
Druck und Binden: Hubert & Co., Göttingen

ISBN 978-3-374-07281-1 // eISBN (PDF) 978-3-374-07282-8
www.eva-leipzig.de

Vorwort

Wenn jemand wie Amos Oz etwas sagt, hat es Gewicht. Es hat Gewicht als Wegweisung und auch als problematische Geschichtserinnerung. 2005 hat er bei Suhrkamp einen Essay »Deutschland und Israel« veröffentlicht, der 2018 mit einer Nachbemerkung aus seiner Feder und mit einem Vorwort von Norbert Lammert nachgedruckt worden ist. Seine Weisungen für die Nachgeborenen in Deutschland vor allem auf den Schlusseiten des Essays sind so luzide, dass sie jedes Schulbuch bereichern würden, das sich mit der NS-Zeit befasst. Die Übertragung von Verantwortung für ein idealisiertes Israelbild auf die jungen Deutschen, die seit Ende der fünfziger und in den sechziger und siebziger Jahren den noch jungen Staat Israel besuchten und darüber berichteten, vermittelt hingegen ein einseitiges Bild. Denn es ist wahr: Es gab die Begeisterung, es gab auch die Idealisierung aufseiten deutscher Studentinnen und Studenten und anderer junger Deutscher aus der Bundesrepublik, die als Volontäre in den Kibbuzim arbeiteten. Aber es gab auch – und dies nicht zu knapp – eine Idealisierung des Lebens im Land von offizieller israelischer Seite aus, sei es filmisch (»Paradies und Feuerofen«), sei es durch Bücher, die zu Feiern der Unabhängigkeit Israels staatlich gefördert oder geordert wurden. Es gab die Idealisierung über die Jahre hin durch so manchen israelischen Reiseführer, durch Abgeordnete, die zu Gesprächen mit Gruppen bereit waren, durch Referentinnen und Referenten, bei Begegnungen in Kibbuzim und andernorts.

Der Verfasser gehört zu den Studenten und Studentinnen, die Anfang der sechziger Jahre während zwei Kibbuzaufenthalten das Leben in den Gemeinschaftsdörfern und Land und Leute kennengelernt und in Artikeln und Vorträgen darüber berichtet haben. Noch vor Amos Oz' Essay hat er Erlebnisse und Erfahrungen jener und weiterer Besuche in Israel aufgezeichnet. Da jene Frühzeit immer ferner rückt und es anscheinend auch nicht übermäßig viele frühe Berichte über jene Zeit vonseiten ehemaliger Studierender gibt, schien es erwägenswert, den folgenden Teil I (Historische Kontexte) und dann auch Teil II (Institutionelle Kontexte) zusammen mit den theologisch (III) und politisch (IV) orientierten Teilen, die vor allem ohne Teil I nicht zu denken sind, einem weiteren Kreis zugänglich zu machen. Die Veröffentlichung ist deshalb in erster Linie nicht verfasst, um Amos Oz zu widerlegen. Vielmehr soll sie vor allem ein Stück nun schon zwei Generationen zurückliegender deutsch-israelischer und christlich-jüdischer Geschichte veranschaulichen und in theologischen und theologisch-politischen Beiträgen indirekte und direkte Folgerungen aus den Begegnungen auf den verschiedenen Ebenen ziehen. Die Aufsätze, Artikel und Vorträge mögen damit auf ihre Weise veranschaulichen, dass für das deutsch-israelische und das christlich-jüdische Verhältnis und seine jeweils heilsame Gestaltung nach wie vor

Begegnungen zwischen den Menschen beider Seiten das A und O sind. Dies trifft sich mit dem Schluss des Essays von Amos Oz: Angesichts der ungeheuren Kluft zwischen Israel und Deutschland aufgrund ihrer je eigenen Geschichte »hat es keinen Sinn, von einer Normalisierung zu sprechen. Man sollte besser über eine Intensivierung der Beziehungen sprechen, nicht von ihrer Normalisierung.« Oz handelt zwar allein über das deutsch-israelische Verhältnis. Aber es ist – aufgrund der mühsam neu gelernten Verbundenheit von Christen und Juden, Christinnen und Jüdinnen und nicht zuletzt angesichts des täglich wachsenden Antisemitismus in Deutschland – ebenso auf das christlich-jüdische Verhältnis zu übertragen.

Die Berichte in Teil I sind bisher unveröffentlicht, ausgenommen die beiden frühen Beiträge aus dem Jahr 1963, die, um ihre Aussagekraft gegenüber dem Urteil von Amos Oz nicht abzuschwächen, unverändert übernommen sind. Unverändert abgedruckt sind desgleichen die Beiträge in Teil II. Einige Beiträge in den Teilen III und IV sind bisher unveröffentlicht, andere wie bei Neuauflagen von Publikationen redigiert, ohne ihren Aussagegehalt nennenswert zu verändern. Alle bereits publizierten Beiträge sind an mehr oder weniger entlegener Stelle erschienen, sodass sie weniger bekannt und zugänglich sind. Ihr Ziel lag und liegt darin, wesentliche theologische Leitlinien allgemeinverständlich und ohne Reduktion des theologischen Gehalts, in der Regel auch ohne Anmerkungsapparat, zu vermitteln.

Ich danke dem Freund und Kollegen Hans-Jürgen Becker, der mich ermutigt hat, die Teile I und II in den Band aufzunehmen, und mich auch im Übrigen bei der Auswahl der Beiträge aufs Trefflichste beraten hat.

Berlin, im Juni 2022

Peter von der Osten-Sacken

Inhalt

I. HISTORISCHE KONTEXTE: ERFAHRUNGEN

1. Erste Kontakte mit Thema, Land und Leuten	11
2. Frühe Beiträge	29
2.1 Als deutscher Besucher in Israel (1962)	29
2.2 Die religiöse Situation in Israel (1962)	31
3. Ein Sommer in Jerusalem (1965)	37

II. INSTITUTIONELLE KONTEXTE

1. Das Projekt »Studium in Israel«	53
2. Beiträge	57
2.1 Was war neu am »Studium in Israel«?	57
2.2 Zum Verhältnis von Christen und Juden – Neue Perspektiven in Exegese, Theologie und Kirche	62
3. Berliner Synodalbeschluss und Christlich-jüdische Sommeruniversität	69
4. Beiträge – Rabbiner Sanford Ragins: Wie ich mein deutsches Problem löste	73

III. BIBLISCH-JÜDISCHE UND BIBLISCH-CHRISTLICHE THEMEN

1. »Höre, Israel ...« – Christliche Reflexionen zum jüdischen Bekenntnis	79
2. Vom Glauben an den Allmächtigen in biblisch-jüdischer und biblisch-christlicher Tradition	83
3. »Jesus aus der jüdischen Familie« – Der Nazarener als Gestalt des antiken Judentums	93
4. Immanuel – »Gott mit uns« – Jesus im Matthäusevangelium	105
5. Jesu Treue zur Tora bei Matthäus	111
6. Die Beheimatung des Evangelisten Lukas im Judentum	115
7. Ein trauriges Kapitel (Lk 19,41–48)	119
8. Pfingsten für die Gojim – Apostelgeschichte 10 als Zugang zu einem evangeliumstreuen Umgang mit dem Phänomen gleichgeschlechtlicher Zuneigung	123
9. Ist Paulus der Begründer einer neuen Religion?	129
10. Paulus und das Gesetz	133

8 Inhalt

11. Die theologische Welt des Römerbriefes – skizziert anhand von Röm 1,16f.	143
12. Gerechtigkeit ohne Handeln? Paulus und das Leben nach dem Evangelium – das Beispiel Röm 9,30–10,13	151
13. Unwandelbare Treue – Paulus und die Zukunft seines Volkes – Der Leitfaden Röm 11,25–32	159
14. Weisheit aus dem Orient – Sprache aus dem Okzident – Das frühe Christentum im Horizont der Begegnung von Judentum und Hellenismus	163
15. Jüdische und christliche Feiern und Feste	173
16. Die Geburt des Messias – Zum biblisch-jüdischen Hintergrund von Heiligabend	189
17. Jesus Christus – wahrer Mensch und wahrer Gott?	195

IV. THEOLOGISCHE UND POLITISCHE ZUSAMMENHÄNGE

1. Martin Luther – mehr als ein Feind der Juden?	205
2. Für Recht und Bibeltreue – Drei Mitstreiter und stille Kontrahenten Luthers im Verhältnis zum Judentum	211
3. Die Gegenwart des Vergangenen – 60 Jahre »Reichskristallnacht« ..	215
4. Christen und Juden an der Jahrhundertwende – Kirchliche Aufbrüche und Defizite im Jahr 2000	219
5. Dabru Emet oder der Mut zum Konflikt – Eine jüdische Erklärung im Jahr 2000	223
6. Interview mit dem Rheinischen Merkur (2002)	227
7. Plädoyer für eine neue deutsch-jüdische Lebensgemeinschaft	231
8. Israel und Palästina, der Nahostkonflikt und wir	233
9. Ein Wort zur Bestreitung des Existenzrechts Israels	239
10. Grußwort an die Berliner »Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit« anlässlich ihres siebzigjährigen Bestehens 2019	243

V. AUSBLICK

1. Interview mit dem Leiter des Arbeitskreises »Studium in Israel« Bernd Schröder (2016)	247
2. Jesus Christus trennt und eint – Orientierungspunkte für eine Neugestaltung des christlich-jüdischen Verhältnisses	253
Anhang: Jesus, Pilatus und die Juden im Johannesevangelium – Handout	257
3. Zehn Leitsätze für das christlich-jüdische Verhältnis	259
Nachweise des Erstdrucks der bereits publizierten Texte	261
Register	265

I. Historische Kontexte: Erfahrungen

1. Erste Kontakte mit Thema, Land und Leuten

Der Geschichtsunterricht in den fünfziger Jahren in Niedersachsen war wie wohl in allen Regionen der Bundesrepublik jener Zeit ausgerichtet. Man hörte viel über zurückliegende Epochen, kam gegebenenfalls bis zur Weimarer Republik, vernahm jedoch nichts über die Zeit von 1933–1945. Das Verbot der englischen Besatzungsmacht, die bis 1953 die Schulhoheit hatte, über die NS-Zeit zu unterrichten, legitimierte es auch später, diese Zeit im Unterricht ruhen zu lassen. Doch besuchten wir auf einem der regelmäßigen Schulausflüge oder Wandertage das KZ Bergen-Belsen. Dessen Reste in Gestalt überdimensionaler Grabhügel über Tausenden und Abertausenden Ermordeter aus aller Herren Länder vermittelte in Andeutungen etwas von dem Grauen der Lager, wie es sehr viel später in Filmen und in einem Informationszentrum am Eingang des weitläufigen Geländes dokumentiert wurde. Etwas mehr erfuhren wir durch gelegentliche Ausstellungen zur Woche der Brüderlichkeit im Celler Gymnasium Ernestinum – ich erinnere mich an eine einzige um das Jahr 1953 herum. Im Übrigen wurde uns so gut wie nichts über Nationalsozialismus, Antisemitismus, Wiedergutmachung, Zionismus und Staat Israel vermittelt.

In der Oberstufe hatte ich eine Zeit lang die Wochenzeitung »Das Parlament« abonniert. Darin wurden vor allem die Debatten im Bundestag dokumentiert, ungekürzt, die Reaktion der Abgeordneten eingeschlossen. Die Lektüre der großformatigen Seiten war fast immer ermüdend, die Vermerke über Gelächter, Beifall und Zwischenrufe der Parlamentarier meistens schon der Höhepunkt der Lektüre. Anders verhielt es sich mit der handlichen Beilage. Sie informierte über aktuelle politische Fragen, und vor allem durch diesen Teil erhielt ich Kenntnis von Zusammenhängen der in der Schule ausgeklammerten jüngeren deutschen Geschichte. Auch ging der junge jüdische Staat mehr oder weniger regelmäßig durch die Tagespresse, vor allem 1956, als der Suez-Krieg zwischen Ägypten und Israel drohte und dann auch begann. Im Sommer 1959 wurde mein Israel-Bild farbig erweitert, als ich im ersten Semester in Göttingen den eindrucklichen, für Kenntnis, Verständnis, ja Bewunderung Israels werbenden Film »Paradies und Feuerofen« sah, der im Stillen weiterwirkte.

Das Thema »Christen und Juden« rückte erst im Winter 1959/60 ins Blickfeld, als an der Universität in Göttingen für die Teilnahme an einer christlich-jüdischen Tagung in Regensburg geworben wurde, die der Ausschuss »Dienst an Israel« der Evangelischen Kirche in Deutschland veranstaltete. Ich konnte bei Verwandten wohnen und so Tagung und Privates miteinander verbinden. Die Tagung über das Menschenbild beider Religionen wurde von etwa hundert Teilnehmern besucht, vorwiegend älteren. Unter den Dozenten ragte der junge Wenzel Lohff aus Erlangen hervor. Die anderen Referenten entsprachen im Alter eher dem Gros der Teilnehmerschaft und waren so knochentrocken, dass ich nicht weiß, ob ich die mehrtägige Veranstaltung bis ans Ende besucht habe. Doch um gerecht zu sein – wenn eine Tagung bis in die Themen der Einzelvorträge hinein noch nach über sechzig Jahren gegenwärtig ist, dann kann sie nicht ganz schlecht gewesen sein. Geleitet wurde sie von Karl-Heinrich Rengstorf aus Münster, dem Leiter des dortigen Institutum Judaicum Delitzschianum, den ich 1967 als Referent auf einer der nächsten Tagungen des Ausschusses wiedertraf.

Weichenstellung

Anfang des Sommersemesters 1960 erzählte mir ein Kommilitone Jäger aus Hamburg, dass der Allgemeine Studentenausschuss (Asta) Reisen nach Israel mit einem Arbeitsaufenthalt in einem Kibbuz durchführe. Er selber plante zwar nicht, sich zu bewerben, hatte aber damit unbewusst ein Stück Schicksal gespielt. Ich besorgte mir die Unterlagen, in denen die abschreckende Summe von 300,- DM Selbstbeteiligung stand, und vermochte den Mitstudenten Klaus Fischer für das Projekt zu interessieren. Dann kam die erste große Hürde. Damals lag die Volljährigkeit bei 21 Jahren, man war also weitaus abhängiger als heute. Es war kaum damit zu rechnen, dass unsere Mutter ihr Einverständnis mit einer Reise in die unbekannten Weiten des Orients geben würde. Aber das Wunder geschah. Ich brauchte sie nicht einmal groß zu überzeugen, mehr noch, sie sagte auch die Übernahme der Kosten zu.

Der Sitz der Vereinigung aller Asten lag damals in Bonn. Klaus Fischer und ich bewarben uns und erhielten eine Einladung für eine Wochenendtagung am Rhein. Ungefähr fünfzig Studentinnen und Studenten aller Fakultäten waren versammelt, auch einige Semester, die schon berufstätig und auf welchen Wegen auch immer als Bewerber zugelassen waren. Für nur zwölf bestand Aussicht auf Aufnahme in das Programm. Wir füllten anonyme Fragebögen aus, die am Ende vielleicht doch nicht so anonym waren, da sie unter anderem darauf zielten herauszufinden, inwieweit wir vorurteilsanfällig waren. Wir hörten Vorträge, die über Israel und über die Art der Reise informierten. Nach drei Wochen organisierten Aufenthalts in einem Kibbuz mit Arbeiten in der Landwirtschaft standen zwei weitere Wochen zur freien Verfügung. Die Hinreise sollte von Athen nach Tel Aviv mit dem Flugzeug erfolgen, die Rückreise von Haifa nach Piräus mit dem

Schiff. Die Reise von Deutschland nach Athen und zurück hatte jeder selbst zu organisieren.

Es war eine der ersten Israelfahrten dieser Art. Ich habe keine Vorstellung, wie die Tagungsleitung verfahren ist, um in der Kürze der Zeit herauszufinden, wen man angesichts der Sensibilität der deutsch-israelischen Beziehungen aufnehmen könne. Am Ende der Tagung bat mich der Sprecher der Veranstalter um ein Gespräch, in dem er mich fragte, ob ich in den drei Wochen Kibbuzaufenthalt die Leitung der Gruppe übernehmen würde. Damit war klar, ich würde im August auf jeden Fall dabei sein! Wenig später erhielt auch Klaus Fischer seinen positiven Bescheid.

In den Weiten des Balkans

Die Bahnfahrt von Hannover nach Athen mit Umsteigen in München dauerte damals sechzig Stunden. Von München ging es in einer Zwei-Tage-Reise über Österreich und Jugoslawien nach Griechenland. Die Waggonen stammten aus jugoslawischen Beständen. Die Bänke in den Abteilen waren mit Samtstoff bezogen, doch so schmal, dass die drei Sitze auf jeder Seite nur wenig Spielraum ließen. Das verhiess für die zwei Nächte nichts Gutes. Das Wetter war wunderschön. Man konnte sich ans offene Fenster stellen und die Landschaft genießen, erst Bayern, dann Österreich. Zu verpflegen hatten wir uns selber. Die erste Nacht auf engstem Raum war wie befürchtet mühsam, aber auch sie ging vorbei. Morgens erreichten wir Belgrad. Je weiter wir von dort nach Süden kamen, desto orientalischer wurde es. Die sanitären Anlagen, die Landschaft, die Orte, an denen der Zug hielt, alles nahm neue Gestalt an. Verbrannte Felder lösten das Grün des Nordens ab, auf die Städte folgten Dörfer als Stationen. Neben den Gleisen war die komplette Einwohnerschaft versammelt, in typisch türkisch-orientalischer Bekleidung, Fez, Pluderhosen, weite Kleider, bunte Tücher.

Diese farbenprächige Welt ließ selbst den Hunger vergessen, der nach und nach zu nagen begann. Ohne Erfahrung, welche Mengen ein Zwanzigjähriger auf einer solchen Reise bewältigen kann, hatte ich mich nicht ausreichend versorgt. Bald am zweiten Tag gingen die Vorräte zur Neige. Die Mahlzeiten in unserem Orientexpress überstiegen die finanziellen Möglichkeiten eines Studenten. So kaufte ich zwischen Skopje und der griechischen Grenze eine Miniflasche Slibowitz in der Hoffnung, das Hungergefühl auf diese Weise zu dämpfen. Zum Glück nahm ich nur einen Schluck. Er erfüllte seinen Zweck, indem er elend im Magen brannte. Um Mitternacht machten wir in Thessaloniki Halt. Bald darauf fand ich ein leeres Abteil, in dem ich den Rest der Nacht in der Waagerechten zubrachte.

Am späten Vormittag erreichten wir das heiße, staubige, laute Athen, es war wunderschön. Das Hotel hatte die Bonner Leitung als Ort ausgesucht, an dem sich die Gruppe für den Flug nach Tel Aviv treffen sollte. Es blieb Zeit für die obligate Postkarte nach Hause und für erste Erkundungen – der Omonia-Platz im Zen-

trum, die Akropolis mit ihren Kostbarkeiten. Die Mühen der Hinreise waren im Nu vergessen, die Rückreise lag in weiter Ferne.

In Israel 1960

Als man uns auf dem Flughafen in Athen über das Rollfeld zum Flugzeug nach Tel Aviv brachte, staunten wir nicht schlecht. Eine winzige Maschine wartete auf uns, eine Dakota aus dem Zweiten Weltkrieg, in der unsere Zwölfer-Gruppe so eben unterkam. Die meisten von uns hatten noch keine Flugerfahrung, und so war die Neugier auf den ersten Flug größer als die Bedenken, die sich beim Anblick des Fliegers einstellen mochten. Äußerst hilfreich war es, dass uns jemand nebenher von den vielen Luftlöchern über dem Flughafen von Athen erzählt hatte. Als die Maschine beim Aufstieg ein paar Mal absackte, sahen wir nicht gleich unser Ende gekommen, sondern blieben gelassen.

Der Flug in 3.000 Meter Höhe dauerte dreieinhalb Stunden, die Propeller dröhnten, es gab zu essen und zu trinken, die Tür zum nahen Cockpit mit den beiden israelischen Piloten war offen, und nach und nach durfte jeder eine Zeit lang zu ihnen in die kleine Kanzel. Man hatte von dort einen völlig anderen Ausblick als von den Guckaugen neben den Sitzen. Ich war an der Reihe, als wir Zypern erreichten, und der Anblick von Meer und Insel bei herrlichstem Sommerwetter war unbeschreiblich.

Am späten Nachmittag überflogen wir das greifbar nahe Tel Aviv, landeten auf dem Flughafen in Lod und wurden von einem Vertreter des israelischen Asta in Empfang genommen. Er brachte uns ins Hotel, bummelte mit uns am Abend durch Tel Aviv, nannte uns unseren Kibbuz in der Nähe des Gazastreifens und machte uns mit zehn jungen Leuten aus den USA, Kanada, Großbritannien und den Niederlanden bekannt. Sie sollten mit unserer Gruppe zusammen in Gevim leben und arbeiten. Das war fraglos ein geschickter Schachzug, da er die Konfrontation der Kibbuzgemeinschaft mit einer rein deutschen Gruppe vermied.

Am nächsten Vormittag wurden wir von einem Kibbuznik mit einem halb-offenen Pick-up abgeholt und rumpelten die gut siebzig Kilometer nach Gevim. Gerade rechtzeitig kamen wir zu unserer ersten typischen Kibbuzerfahrung, dem gemeinsamen Essen im großen Saal im Zentrum der Siedlung, der auch für alle möglichen anderen Gemeinschaftsveranstaltungen genutzt wurde. Bei dieser Gelegenheit lernten wir auch den leitenden Kibbuzsekretär Arileh Zukerman kennen. Ich hatte mit ihm als Ansprechpartner für die Gruppe in den nächsten drei Wochen zu tun, wann immer sich Fragen ergaben – der Anfang einer lebenslangen Freundschaft mit ihm und seiner Frau Schula.

Im Kibbuz

Gevim, zwölf Kilometer südlich von Aschkelon und wenige Kilometer östlich des Gazastreifens gelegen, war Ende der vierziger Jahre als Kibbuz gegründet worden. Eine Gruppe junger Juden hatte in einer Nacht-und-Nebel-Aktion auf einem

Hügel am Rande der Negev-Wüste ein paar provisorische Hütten errichtet und die junge Siedlung dann im sogenannten Befreiungskrieg 1948/49 behauptet. Das Durchschnittsalter ihrer Bewohner war auch 1960 niedrig. Das hundert Einwohner zählende Dorf bestand überwiegend aus jungen Familien mit kleinen Kindern. Die Eltern waren in der Regel Mitte zwanzig oder wenig mehr. Ältere Mitglieder der Genossenschaftssiedlung konnte man an den Fingern einer Hand abzählen, etwas größer war die Gruppe von Singles beiderlei Geschlechts. Den damals noch ehernen Regeln des Kibbuzlebens gemäß lebten die jungen Familien nur am Nachmittag wenige Stunden zusammen. Im Übrigen waren die Kinder von früh auf im Kinderhaus untergebracht und wurden praktisch rund um die Uhr im Hort und Kindergarten betreut. Wenn die Eltern am Nachmittag von der Arbeit zurückkehrten, holten sie ihre Kleinen bis zum Abend nach Hause und hatten dann auch, wenn sie wollten, Zeit für sie, da sie sich kaum um irgendwelche häuslichen Arbeiten zu kümmern hatten.

Als wir 1960 nach Gevim kamen, bewohnten die Chaverim oder Genossen bereits die zweite Generation von Häusern – Bungalows aus Stein, in der Regel mit zwei Apartments, die jeweils ein großes Wohn-/Schlafzimmer, eine Kochnische und eine Dusche umfassten. An die Anfangszeit des Kibbuz erinnerten ein hohes Steinhaus, das vor allem zu Verteidigungszwecken gedient hatte, und eine Reihe von karg möblierten Holzbungalows am Rande der Siedlung. Sie bestanden aus Zimmern mit zwei Betten und einem Spind. Die sanitären Anlagen waren zentralisiert. In diesem Bereich wurden wir untergebracht und alsbald kibbuzmäßig versorgt: Für das, was wir mit unserer Arbeit gaben, erhielten wir das, was wir brauchten – Arbeitskleidung, Bettwäsche, Handtücher, Seife und nicht zuletzt Zigaretten. Sie hatten den wohlklingenden Namen Daphne, hießen im Volksmund jedoch nur Al-Tischkachénni (Vergissmichnicht), weil sie ausgingen, wenn man zu ziehen vergaß. Sie waren willkommen, weil sie den eigenen schmalen Etat schonten, schmeckten jedoch fürchterlich. Einheimische Raucher waren unsicher, ob der Anteil von Tabak oder von Kamelmist höher war. Wir hofften das Erstere.

Die Arbeit

Zunächst hatten wir im Kibbuz bei der Baumwollernte zu helfen, später kamen die Weintrauben hinzu. Das Thermometer kletterte im August regelmäßig auf weit über dreißig Grad. So waren wir froh, dass wir bereits um fünf mit der Arbeit begannen. Gegen acht Uhr fuhren wir vom Feld zurück zum Frühstück, ebenso dann zum Mittagessen. Gegen 15 Uhr war Feierabend. Ich glaube, wir haben in dieser Zeit Hektoliter Wasser getrunken. Man hatte noch nicht den letzten Schluck hinuntergestürzt, da kehrte auch schon die erste perlende Wasserschicht auf den Armen wieder.

Für mich selbst nahm das Arbeitsleben nach einigen Tagen eine unerwartete Wende. Gevim hatte sich neben den üblichen landwirtschaftlichen Produkten als

Spezialität auf Blumenzucht nach holländischem Modell verlegt. Um die Blumenzwiebeln von Schädlingen zu befreien und zu immunisieren, mussten sie vor dem Pflanzen fachmännisch behandelt werden. Zu diesem Zweck kam ein älterer Israeli für eine Weile in den Kibbuz. Er verfrachtete die Zwiebeln in große quadratische Drahtkörbe, die er in zwei Schichten übereinander für einige Zeit in präpariertes heißes Wasser versenkte. Für diese Arbeit brauchte er eine Hilfe, als die ich aus unbekannten Gründen ausersehen wurde.

Der erste Eindruck war nicht schlecht. Die Arbeit fand unter einem riesigen Dach im Schatten statt! Bald jedoch schwanden alle Illusionen dahin. Das präparierte Wasser war so heiß, dass man die Hände nur für Momente hineintauchen konnte. Mochte dies noch angehen, so begann die Tortur, als die versenkten Körbe wieder herausgehoben werden mussten. Regelmäßig verhakten sich ihre Drahtverstreben ineinander. Mühsam mussten sie unter Wasser auseinandergedreht werden, bis man hoffnungsvoll den nächsten Versuch starten konnte, um die Zwiebeln ans Tageslicht zu hieven. Doch gab es einen kurzweiligen Ausgleich. Während die Gruppe tagsüber mehr oder weniger unter sich war, arbeitete ich mit einem Israeli zusammen, mit dem ich mich auf eine ganz neue Weise zu verständigen hatte. Er sprach kein Deutsch oder Englisch, sondern Jiddisch, und so lernte ich Schritt für Schritt, aus seiner nie gehörten Version des Deutschen den nächsten Arbeitsschritt herauszuhören. Dennoch war ich froh, dass der Vorrat nach einigen Tagen abgekocht war und die Quälerei ein Ende hatte. Der Branche blieb ich jedoch treu. Ich wurde abbeordert, Zvi Gazit, dem Spiritus Rector der Blumenzucht in Israel, beim Verziehen der Pflanzen zu helfen.

Kontakte und kommende Freunde

Jeder von uns war zu Beginn einer Familie in Gevim zugeteilt worden, die wir in der Regel zum Kaffeetrinken besuchten. Man saß oder lag in der warmen Nachmittagssonne auf dem Rasen vor den Bungalows, erzählte voneinander und erhielt noch einmal andere Einblicke in das Leben im Kibbuz als während der gemeinsamen Arbeit. Im Laufe der Zeit kamen wie von selbst weitere Verbindungen hinzu. So erhielt ich bald eine Einladung von Dubi, einem robusten Israeli voller Humor, und seiner feingliedrigen Frau, die aus dem Jemen stammte. Man konnte sie sich nur schwer auf Dauer in einem Kibbuz vorstellen, und beide verließen ihn nach Ablauf eines Jahres. Der Dritte im Bunde war Jisrulik (Israel) Dar, einer der älteren Junggesellen, der als Sohn russischer Eltern ein paar Brocken Jiddisch kannte. Er war hilfsbereit und warmherzig und kochte einen vorzüglichen Kaffee. Obwohl wir uns nur in sprachlichen Fragmenten verständigen konnten und er wie die meisten Kibbuzniks kein erkennbares religiöses Interesse hatte, überraschte er mich eines Tages mit der lapidaren Feststellung: Ihr habt es als Christen viel leichter als wir, weil ihr Jesus habt – gewissermaßen, so war es wohl gemeint, eine Art Gott zum Anfassen.

Jisrulik gehörte zu den einfachen Leuten, wie sie mir aus meiner Kindheit und Jugend vertraut waren. Er war unvoreingenommen, wie ich es nicht oft erlebt habe, und gerade dadurch ein erfrischender Gastgeber. Als ich das zweite Mal in Gevim weilte, war er mit Ahuva verheiratet und ganz und gar der Alte geblieben. Als Hauke, mein Kieler Studienfreund, und ich uns am ersten Tag im heißen und staubigen Hühnerstall abrackerten, war er, einfühlsam wie eh und je, zwischen Frühstück und Mittag zur Stelle, um uns mit Kaffee und Keksen zu stärken. Ahuva und Israel hatten zwei Kinder, die Tochter Nizan und den jüngeren Sohn Tomer. Nizan erkrankte mit achtzehn unheilbar an Krebs, sie wusste es und trug ihre Erkrankung mit unglaublicher Tapferkeit. Sie hatte noch immer ihre schwedisch blonden Haare, bei Eltern, die beide pechschwarz waren.

Israel und Ahuva kamen um das Jahr 1970 herum nach Europa, ohne dass ihre organisierte Reise nach Deutschland führte. So fuhr ich mit dem Wagen von Göttingen nach Paris und zeigte ihnen einen Tag lang die schönsten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Wann immer ich sie später bei einem der Aufenthalte in Gevim besuchte, kamen sie darauf zu sprechen.

Die ersten Freunde

Der Sekretär eines Kibbuzes war eine Art Bürgermeister des Dorfes, ein Jahr lang für alles und jedes verantwortlich und entsprechend den ganzen Tag unterwegs. Dies machte es für mich leicht, diese und jene weitere Einladung anzunehmen und damit auch die mir zuerst zugeteilte Gastfamilie von dem Gefühl zu befreien, sie müsse sich trotz der angespannten Situation nachmittags auf jeden Fall um mich kümmern. Doch auch so war ich oft am Nachmittag bei Arileh, Schula und ihrem damals einjährigen, ersten Töchterchen Tamar zu Gast. Die Besuche auf ihrem Rasen in Gevim fanden ihre Fortsetzung in regem Briefverkehr nach der Rückkehr aus Israel. So ist aus der Beziehung zu den beiden die älteste Israelfreundschaft geworden. 1962, bei dem zweiten Besuch im Lande, holten sie Freund Hauke und mich in Haifa ab und kamen – wir trauten unseren Augen nicht – dem einlaufenden Schiff auf einem gecharterten kleinen Motorboot entgegen. Besuche ihrerseits in Göttingen, dann in Berlin, unsererseits in Israel folgten, als es auf beiden Seiten Familien gab. Auch ein Pariser Treffen war am Ende dabei, diesmal jedoch aus traurigem Anlass. Arileh erkrankte an Krebs und erhoffte sich von einem Spezialisten an der Seine Hilfe und Heilung. Aber alles war ungewiss, und so fuhr ich die beiden in Paris besuchen. Wir haben dort der Leidenschaft Arilehs gefrönt und uns an seltenen Gärten angesehen, was wir erreichen konnten, eine ähnliche Tour dann ein Jahr später noch einmal in Berlin und Umgebung gemacht, als sie uns noch einmal zusammen besuchen kamen. Bald darauf ist er in Israel seiner Krankheit erlegen.

Als wir Schula in einem der nachfolgenden Jahre zu Weihnachten nach Berlin einluden, verlief alles nach erhofftem Plan. Heiligabend fing es um vierzehn Uhr an zu schneien, der Schnee blieb liegen, und auf den Zweigen bildeten sich

Schneekristalle. Schula war in einem Haus aufgewachsen, in dem man wesentliche Teile der religiösen Tradition befolgte, im Kibbuz hatte sie darauf gedrungen, dass beim Essen am Sabbatbeginn, dem Freitagabend, im Ess-Saal die Sabbatlichter dem Ritus gemäß angezündet und Sabbatlieder gesungen wurden. So hatte sie, die ihr Leben lang mit Kindern gearbeitet hatte, nun auch ihre helle Freude an dem, was sie an Riten und Liedern zu Weihnachten miterlebte, im Gottesdienst, dessen Besuch sie sich nicht nehmen ließ, wie dann auch später zu Hause. Es war über vierzig Jahre nach der ersten Begegnung.

Beiprogramm

Der Kibbuz freute sich nicht nur über die Volontäre, die für einige Wochen bei der Ernte halfen, er sorgte auch für ihre Weiterbildung und Unterhaltung. Zvi Gazit, der in Leipzig Chemie studiert hatte, noch vor der NS-Zeit ins Land gekommen war und Deutsch sprach, war unser Hauptmentor. Er führte uns in die Geschichte der Kibbuzbewegung ein, erläuterte uns das Wirtschaftsleben der Kibbuzim und erklärte uns, wie die auffällige Spezialisierung auf Blumenzucht am Rande der Wüste zu erklären sei. Tatsächlich konnten sich die Kibbuzim bereits damals nicht allein mit Landwirtschaft über Wasser halten, sondern mussten zusehen, wie sie durch zusätzliche Aktivitäten Gewinne machten. In Gevim wurde die Blumenzucht später, als man nicht mehr auf dem Weltmarkt konkurrieren konnte, durch eine expandierende Blockflötenfabrik und danach durch die Herstellung von Verpackungsfolien abgelöst, bis heute das Pfund, mit dem Gevim wuchert. Auch hatten sich im Umkreis des Dorfes in den fünfziger Jahren etwa zehn Kibbuzim vereinigt, um bestimmte kulturelle Aktivitäten und aufwändige Arbeiten gemeinsam zu betreiben. Dazu gehörte eine Fabrik, in der Hühner am Fließband koscher geschlachtet wurden. Wir besuchten sie zum Glück am Sabbat, als alle Räder stillstanden. Gemeinsam genutzt wurde ebenso ein Amphitheater, in dem wir einer Aufführung von Brechts Dreigroschenoper auf Hebräisch beiwohnten. Wir verstanden zwar nichts, hatten aber über die bekannten Melodien einen Zugang zur Aufführung.

Durch Umschichtung der Arbeitszeit bekamen wir sodann einmal während des Arbeitsaufenthaltes an einem Wochentag frei, um die dann besseren Verkehrsverhältnisse nutzen und Orte im südlichen Teil des Landes besuchen zu können, die wir sonst kaum zu Gesicht bekommen hätten. Zur Wahl standen ein Montag oder Donnerstag, die beiden Tage, an denen in der vierzig Kilometer entfernten Wüstenstadt Beer Scheva Beduinenmarkt abgehalten wurde. Die Stadt war damals kaum modernisiert, auch der später in geordnetere Bahnen gelenkte Markt nicht. So konnten wir hier zum ersten Mal einen typischen orientalischen Markt sehen, mit seinen wunderbaren Gerüchen, kräftigen Farben und chaotischen Verhältnissen, denen dennoch eine deutliche Ordnung innewohnte. Während die Beduinenfrauen die Marktware verkauften, hockten die Männer am

Straßenrand auf dem Boden zusammen, tranken Kaffee und rauchten Wasserpfeifen.

»Ach, zum Röschen wollen Sie!«

Schoschana war die Frau Zvi Gazits und arbeitete im Sekretariat des Kibbuz. Sie gehörte zu den Älteren im Dorf, und obwohl sie freundlich zurückgrüßte, spürte ich eine gewisse Zurückhaltung. Die ersten näheren Kontakte nahmen einen ungewöhnlichen Weg. Nach dem Besuch in Israel begann ich erste Schritte ins moderne Ivrit zu unternehmen und tauschte ab und zu ein paar Zeilen mit Israel Dar aus, der selbst nur Neuhebräisch sprach und schrieb. Gleich bei seinem ersten Brief fiel mir die schöne, gleichmäßige und offenkundig in Deutschland ausgeprägte Handschrift auf, in der die Adresse geschrieben war. Anscheinend hatte Israel einen der Älteren darum gebeten. Beim zweiten oder dritten Brief löste sich das Rätsel. Auf der Rückseite stand unter dem Absender in derselben Handschrift ein Gruß von Schoschana. So ist es dann geblieben, und als ich das zweite Mal in Gevim war, begrüßten wir uns fast wie alte Bekannte.

Näher kennengelernt habe ich sie bei diesem zweiten und den weiteren Besuchen, auch bei ihren Aufenthalten in ihrem Heimatort Fürth und in Berlin. Hier lebte nach einigen Jahren eine ganze Reihe von Volontären, die eine Zeit lang in Gevim gearbeitet und ihr den Weg zurück nach Deutschland leichter gemacht hatten. Abgestoßen von den Parolen Hitlers und seines Anhangs hatte Schoschana sich einst noch vor dem Regierungsantritt der Nazis zur Auswanderung ins damalige Palästina entschlossen. Motiviert von der biblischen Rede vom »Land, in dem Milch und Honig fließen« hatte sie eine Imkerlehre begonnen, die sie jedoch abbrach, nachdem sie von der Leiter gefallen war und sich den Arm gebrochen hatte. In Palästina half sie, die malariaverseuchten Sumpfgebiete in der Ebene zwischen Haifa und Tel Aviv trockenzulegen. Sie und andere lebten dort jahrelang in Zelten und waren so bettelarm, dass Schoschana ihren eingeschifften Reisekoffer erst nach fünf Jahren in Haifa auslösen konnte.

In Gevim betreute sie zahllose junge Deutsche, die sich von ihrer Warmherzigkeit bezaubern ließen und die ihr Verhältnis zu Deutschland mitprägten. Wie es einst in Deutschland *auch* gewesen war, wurde schlagartig deutlich, als ich sie in Fürth bei ihrer Jugendfreundin besuchte. Meine Frage am Gartentor, ob Schoschana bei ihr wohne, verstand sie zunächst überhaupt nicht, bis es ihr dämmerte: »Ach, zum Röschen wollen Sie!« Ich stutzte desgleichen – bis ich begriff: Schoschana, Rose, Röschen: Ach, Rosa hieß sie als Kind – und war damals einfach das Röschen aus der Nachbarschaft.

Masada

Als Zeichen des Dankes organisierte der Kibbuz am Ende der drei Wochen einen Ausflug ans Tote Meer. Zwei große Laster wurden mit Lebensmitteln für vierzig Leute, mit Wasser und Säften, Decken und Gewehren beladen. Zur rechten Zeit,

gegen Mittag bei etwa vierzig Grad, erreichten wir den Fuß des Festungsberges Masada. Es gab noch keine Gondel, die die Besucher in Minuten bis dicht unter das weite Plateau in 500 Meter Höhe gebracht hätte. Wohl aber wand sich auf der Ostseite, dem Toten Meer gegenüber, der Schlangenpfad in brütender Hitze dem Gipfel entgegen, so wie bereits vor 2.000 und mehr Jahren. Wir hatten keine Wahl, schulterten Wasserkanister, Gewehre und Munition und stiegen schweißtriend die endlosen Windungen empor. Der Pfad endete an den schroff aufragenden Felswänden unterhalb des Plateaus. Von dort ging es mit Leitern weiter. Am besten, man schaute nicht hinunter.

Masada war damals noch nicht ausgegraben, aber die Art der Anlage ließ sich anhand der Ruinen gut erkennen. Mehr noch, manche Relikte erschienen fast genauso, wie sie der jüdische Historiker Josephus einst als Augenzeuge beschrieben hatte: der Wall, den die Römer am Westhang aufgeschüttet hatten, um die Festung zu nehmen, oder auch die Trennwand zwischen den Anlagen auf dem Plateau und dem terrassenförmigen Palast des Herodes an der Nordseite. Der Palast selbst war noch nicht zugänglich, aber das Gerücht, man könne ihn auf der Westseite auf halber Höhe den Berg entlang erklettern, lockte auch unsere Gastgeber. Einige tasteten sich auf schmalen Pfad die Felswand entlang voran. Wir anderen folgten, auch hier meistens ohne Blick in die gähnende Tiefe. Was macht man nicht alles, wenn man zwanzig ist!

Irgendwann kam das befreiende Signal, es sei kein Weiterkommen. So machten wir kehrt und kletterten am Rande des Westabhangs bis zum Fuß des aufgeschütteten Walls hinab. Erst von hier aus bekamen wir beim Blick nach oben eine Ahnung von seinen gewaltigen Ausmaßen. Zurück auf dem Plateau, stiegen wir auf schmalen Steinstufen in eine der riesigen Wasserzisternen hinab, die die Festung einst versorgt hatten. Aus der Kühle am Boden des trockenen Reservoirs in dreißig Meter Tiefe wären wir am liebsten nicht mehr aufgestiegen. Aber es half alles nichts. Reiseziel an diesem Tag war die weiter nördlich gelegene Oase En Gedi, die wir erschöpft gegen Abend erreichten.

En Gedi

In En Gedi übernachteten wir in Strandnähe im Freien. Es war noch immer so warm, dass eine Decke für die Nacht reichte. Nach der ersten Dämmerung begrüßte uns ein wunderschöner Sonnenaufgang über den Bergen von Moab jenseits des Toten Meeres. Am Morgen durchstreiften wir die urwaldartige Schlucht von En Gedi und erreichten die Höhle, in der David angeblich Saul verschonte, als dieser dort sein Geschäft verrichtete. Ein nieselnder Wasserfall besprengte den Ort mit kühlendem Nass. Auf schmalen Pfaden erkletterten wir von dort die steilen Wände der Oasenschlucht. Gegen Mittag erreichten wir das Plateau. Unter einem weiten Blätterdach rasteten wir an einer der Quellen, die die Oase speisten. Plötzlich streckte mein Göttinger Kommilitone einen Arm aus und wies aufgeregt auf einen hin und her züngelnden Kopf. Auf einem Ast lag eine graubraune

Schlange von einem Meter Länge. Durch unsere Gesellschaft war sie offenkundig aus ihrer Mittagsruhe aufgeschreckt. Arileh riss den sorglosen Entdecker zurück und wies uns andere an, den Platz zu räumen. Dann ergriff er eines der Gewehre, legte an und schoss. Die Schlange fiel wie tot auf den Boden hinab, sodass wir schon Beifall klatschen wollten. Doch im nächsten Augenblick wand sie sich mit raschen Bewegungen durch das Geäst am Boden und war auf und davon. Der Schütze feuerte ein zweites Mal. Doch das Tier hatte den Überraschungseffekt für sich und war fort, bevor er es erneut ins Visier nehmen konnte.

Wir suchten uns einen anderen Platz und hielten Siesta. Aber ganz wohl war manchem von uns nicht. Nach dem Biss des verschwundenen Reptils sollte man allenfalls noch eine Stunde Frist haben. Mit einem der Laster hätte die Zeit schwerlich bis zum nächsten Krankenhaus in Beer Scheva gereicht. Einige Jahre später jedoch wurde ein Busschaffner aus Israel von der Stadt Köln eingeladen und geehrt, weil er mit einem der unverwüstlichen Eged-Busse in rasender Fahrt einem Schüler aus Köln in gleicher Situation das Leben gerettet hatte.

Beim Abstieg die Hänge hinab dachten wir noch gelegentlich, wo das Tierchen jetzt wohl sein mochte. Doch als wir am Ende den schönsten Wasserfall von En Gedi erreichten, war alles vergessen. Die Wasser hatten über endlose Zeiten hin ein wild umwuchertes Bassin aus dem Felsen gewaschen, in dem wir zumindest einige Züge schwimmen konnten. Nur mit Mühe ließen wir uns loseisen, als am späten Nachmittag unerbittlich zur Rückkehr nach Gevim geblasen wurde.

Die Reise nach Jerusalem

Nach dem Ausflug ans Tote Meer trennten sich die Wege der Gruppe. Die meisten brachen zu zweit oder dritt auf, Klaus Fischer und ich nach Jerusalem, wo wir auf dem studentenleeren Campus der Universität wohnten. Beim Besuch des Zionsberges und der dortigen Dormitio-Abtei bewirtete uns Franziskanerpater Paul aus Köln mit wunderbarem italienischem Messwein und Keksen. In der Freude darüber, fern der Heimat Landsleute zu treffen, nahm er uns am nächsten Tag gleich mit nach En Karem, der Überlieferung nach der Geburtsort Johannes des Täufers. Auf weiteren Touren besuchten wir das Viertel der orthodoxen Juden Mea Schearim, die moderne Synagoge der Universität, Yad Vaschem und das Hadassah-Krankenhaus weit außerhalb Jerusalems mit Chagalls wunderschönen Glasmalereien in der dortigen Synagoge.

Von Jerusalem fuhr ich mit der Bahn im Zuckeltrapp durch die judäischen Berge in die Ebene hinab und machte in Hadera Station, um die Eltern Arilehs zu besuchen. In der beginnenden Dämmerung erreichte ich die nahen, menschenleeren Ruinen von Caesarea am Meer. Schon im Dunkel steuerte ich von dort Haifa an, den Ausgangspunkt für den letzten Teil der Reise. An dem unbeschreiblichen Ausblick auf Stadt, Hafen und die Bucht von Akko vom Karmelberg aus konnte ich mich kaum sattsehen. Die Zwischenstation Nazaret auf dem Weg

zum See Genezaret war enttäuschend, umso schöner die Ankunft in Tiberias. Von den Höhen, auf denen man die Stadt erreichte, sah man tintenblau den See zu Füßen der Berghänge gegenüber liegen. Es schien, als dösten sie im sanften Rötlich-Braun des Nachmittagslichtes für immer vor sich hin.

Am Morgen, auf dem Weg von Tiberias zum Jordanausfluss, nahm mich ein alter Breslauer bis zur Grabungsstätte Bet Jerach mit. Als ich schon auf der Zufahrt unterwegs war, hörte ich plötzlich erneut das Geräusch seines Jeeps hinter mir – und erhielt für den Sabbat eine Einladung auf seine Farm nördlich von Tiberias. Wenig später kam ich am Ausgang des Jordans ins Gespräch mit einem Polizisten, der sich auf seinem Motorboot zu schaffen machte. Er gab sich als alter Frankfurter zu erkennen und nahm mich quer über den See zum Kibbuz En Gev am östlichen Strand des Sees mit. Die Erinnerung an beide Begegnungen rankt sich unlöslich um die Bilder vom Besuch der historischen Stätten – Tiberias, Tabgha, Kapernaum, Berg der Seligpreisungen. Gesicht, Statur und Tonfall des Breslauer und des Frankfurters sind noch immer da.

In Israel 1962

Zum Sommersemester 1961 wechselte ich von Göttingen nach Kiel und schloss mich dort dem christlich-jüdischen Gesprächskreis der Evangelischen Studentengemeinde der Universität an. Er war 1959 von dem damaligen Studentenfarrer und nachmaligen Leiter der Evangelischen Akademie in Hamburg, Pastor Joachim Ziegenrucker, ins Leben gerufen worden. Er blieb der Arbeit des Kreises in seiner Kieler Zeit eng verbunden, förderte sie nach Kräften und war zusammen mit dem Neutestamentler Eduard Lohse einer der beiden Initiatoren der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Schleswig-Holstein. Im Sommersemester 1961 übernahm ich zunächst informell, vom Wintersemester 1961/62 an formell die Leitung des Gesprächskreises. Er umfasste fünfzehn bis zwanzig Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus allen Fakultäten, darunter bis zum Winter 1962/63 den Medizinstudenten Ascher Ben-Zion, der zu der damals kleinen Zahl jüdischer Studierender in der Bundesrepublik gehörte. Ein besonderer Gewinn war die Teilnahme des Theologiestudenten Udo Kortmann, später Pastor der Hannoverschen Landeskirche. Er hatte bereits in seiner Schulzeit in Ostfriesland zusammen mit anderen eine hektografierte Zeitschrift »das ereignis« gegründet, die regelmäßig die Israel-Thematik behandelte und Raum auch für Beiträge aus dem Kieler Gesprächskreis bot.¹

¹ Drei der »Ansprachen im christlich-jüdischen Gesprächskreis der Evangelischen Studentengemeinde der Christian-Albrechts-Universität Kiel 1962/63«, die der Verfasser an den Semesterabschlussabenden des Gesprächskreises gehalten hat, sind veröffentlicht in: Aufbrüche. Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Schleswig-Holstein nach 1945. Eine Festschrift, hg. v. Joachim Liß-Walther / Bernd Gaertner, Kiel 2012, 198–206.

Einen Höhepunkt der Arbeit des Kreises bildete die Vorbereitung einer Israelreise im Sommer 1962, die im September/Okttober stattfand und einen mehrwöchigen Arbeitsaufenthalt im Kibbuz Magal sowie eine anschließende Rundfahrt durch das Land umfasste. Das Sommersemester stand weithin im Zeichen dieser Israelreise und der parallel zur Reise des Gesprächskreises durchgeführten eigenen. Ich hatte meinen Kieler Studienfreund Hauke Heuck für den Plan gewonnen, in den Ferien nach dem Sommer für zwei Monate nach Israel in einen Kibbuz mit Sprachschule zu gehen. Das israelische Erziehungsministerium hatte zugesagt, zu gegebener Zeit bei der Realisierung des Plans behilflich zu sein. Im Laufe des Sommersemesters organisierten wir unsere private Reise für den Zeitraum von Anfang August bis Anfang Oktober, die Gruppe ihre eigene für den zweiten der beiden Monate, sodass die Rückfahrt von Haifa aus gemeinsam erfolgen konnte.

Anfang August fuhren Hauke und ich per Bahn nach Athen, holten uns am Strand von Vouliagmeni einen üblen Sonnenbrand und schifften uns gerötet in Piräus nach Haifa ein. Wir hatten Liegestuhlpätze auf dem Oberdeck gebucht, auch für die Nacht. Die sanitären Anlagen, die für die Deckklasse vorgesehen waren, waren katastrophal. Wir halfen uns wie manch andere Passagiere, indem wir im Dunkeln die hohen Gitter zur ersten Klasse überwandten und uns in die dortigen wunderbaren kapitalistischen Toiletten schlichen. Im Übrigen erwarteten wir gespannt, was kommen würde. Das Erziehungsministerium hatte sich nicht mehr gemeldet, als es im Sommer ernst wurde, und so hatten wir beschlossen, erst einmal Gevim anzusteuern.

Die Schlange

Dort versuchten wir unser Glück, indem wir morgens sechs Stunden arbeiteten und am Nachmittag durch Selbstunterricht weiterzukommen suchten. Als Arbeit wurde uns der endlose, in Einzelgehege unterteilte Hühnerstall zugeteilt. Dort war vor einiger Zeit die Hühnerpest ausgebrochen. Um die Verbreitung zu verhindern, sollte die knietiefe, pulverartige Streu in den nun verwaisten Ställen in Säcke gefüllt und zum Abholen bereitgestellt werden.

Wir begannen um sechs. Es war angenehm, dass wir nicht in der prallen Sonne zu ackern hatten, doch der feine Staub, der uns nach kurzer Zeit allseits umgab, glich die Vergünstigung reichlich aus. Im zweiten Stall hatten wir eine Reihe von bereits gefüllten Säcken auszuräumen, bevor wir weitermachen konnten. Während Hauke noch im ersten Raum beschäftigt war, begann ich die Säcke nach vorne zu ziehen. Als ich den dritten aus seiner Stellung rückte, erstarrte ich. Am Boden vor dem nächsten Sack lag aufgeringelt eine riesige pechschwarze Schlange. Ich ließ den Sack sinken, machte, dass ich davonkam, und holte Hauke zur Verstärkung. Als wir uns vorsichtig dem Gefahrenherd näherten, war der Platz leer, und Hauke tippte auf Halluzination. Da ich meines Urteils sicher war, machte ich mich mit gemischten Gefühlen behutsam daran,

den Rest der Säcke wegzuziehen, jederzeit einer neuen Überraschung gewärtig. Doch nichts tat sich. Als ich den letzten Sack wegzog, lag sie da wie beim ersten Mal. Dieselbe Reaktion – und diesmal musste Hauke passen.

Ich suchte auf dem Hof nach einem Helfer, fand Joske Limor und erklärte mit meinen Hebräischbrocken: Da, Schlange, anderthalb Meter! Auf Joskes Gesicht erschien ein leichtes Grinsen, doch er ergriff eine Schaufel und kam mit zu den Ställen. Zum Glück lag das Ungeheuer noch da. Joske nahm die Schaufel und stieß – uns ergriff schon fast Mitleid – einmal mit dem Schaft in das Geringel. Im selben Augenblick schoss die Schlange in voller Länge davon und verschwand in einer Öffnung im Boden. Joske lachte und rief: Anderthalb Meter? Zwei Meter! – und stellte zugleich beruhigend klar, es handle sich um eine harmlose Mäuseschlange.

Bald darauf brachte uns der einfühlsame Jisrulik voller Mitgefühl und sichtlich erheitert ein zweites Frühstück. Er hatte bereits von unserem Abenteuer im Hühnerstall gehört, und am Nachmittag wars zur Freude der Genossen im ganzen Kibbuz herum. Wir waren trotzdem nicht enttäuscht, dass wir das schöne, glänzend schwarze Tier nicht mehr wiedersahen.

Nach Sarid

Noch in der ersten Woche in Gevim merkten wir, dass unsre Lernerei ohne Unterricht nicht viel bringen würde. So berieten wir uns mit den Gevimer Freunden und fuhren, den Brief des Ministeriums in der Tasche, nach drei Tagen zur Vereinigung der Kibbuzim in Tel Aviv. Dort gerieten wir an Mirjam, die aus Deutschland stammte und für uns das Quäntchen Glück bedeutete, das man in solchen Fällen haben muss. Sie würdigte die Zusage des Ministeriums, suchte sich im Gespräch ein Bild von uns zu machen und urteilte schließlich, wenn uns einer nähme, dann Jaakov in Sarid.

Damals gab es 180 Kibbuzim in Israel, ein Dutzend unter ihnen nahmen junge Deutsche auf, und nur wenige hatten Sprachschulen für Neueinwanderer. Mirjam wappnete uns mit einem Brief an Jaakov, und da das Wochenende nahte, wollten wir es noch am selben Tage wissen. Am Nachmittag trafen wir in Sarid in der Jesreel-Ebene südwestlich von Nazaret ein, sprachen mit beiden Lehrern, Dov und Jaakov, und erfuhren noch einmal die Bedingungen – halbtags arbeiten, halbtags lernen. Wenig später erhielten wir die Zusage, wir könnten anfangen: Wenn ihr von Mirjam kommt ...

Wir waren nachts um vier Uhr aufgestanden, nachts um halb elf trafen wir wieder am Busbahnhof in Tel Aviv ein, mit nichts als dem, was wir am Leibe trugen. Wir fanden ein Taxi, das uns zweimal um den Block kutscherte und dann vor einem billigen Hotel absetzte, das vom Busbahnhof nicht mehr als einen Steinwurf weit entfernt war. Mit Mühe erkämpften wir uns jeder ein neues Laken und ein Handtuch und fielen todmüde ins Bett. Beschwingt fuhren wir am

nächsten Morgen nach Gevim zurück und rüsteten uns am Wochenende mit Abschiedfeiern für den Neuanfang.

Am Sonntag trafen wir in Sarid ein, ab Montag saßen wir in einer der beiden Klassen. Dovs Gruppe bestand aus regulären Neueinwanderern, die sechs Monate lang die Sprache von der Pike auf lernten. Wir kamen zu Jaakov in einen Crashkurs von halber Länge, der bereits einen Monat lang lief. Er war vor allem für zehn Farbige aus Ghana, Sierra Leone, Liberia und andern Ländern Afrikas gedacht, zu denen Israel damals enge Beziehungen unterhielt. Nach dem Ulpan sollten sie in Israel studieren oder ein Handwerk erlernen. Ein Teil der Namen ist unvergessen – Walter aus Liberia, der Karl Barth gelesen hatte, das Schlitzohr Namdi aus Nigeria und allen voran William aus Sierra Leone, der freitags ruhte, weil er Muslim war, am Sabbat sowieso und sonntags für uns Christen.

Jaakov Flohr

Am Ende fast 95 Jahre alt, war Jaakov Flohr damals noch ein junger Mann, gerade fünfzig, von seiner Frau Chawa mit ihren Anfang vierzig ganz zu schweigen. Man sah ihn im Kibbuz nur im Laufschrift, kurzärmeliges Hemd, kurze Hosen, Sandalen an den nackten Füßen, klein und drahtig, in der Hand die unvermeidliche Daphne oder ein ähnliches Kraut. Die Unterrichtszeit wechselte wöchentlich, einmal fünf Stunden Arbeit am Morgen, drei Stunden Unterricht nachmittags, das andere Mal vier und vier Stunden in umgekehrter Folge. Wir pflückten fast zwei Monate Äpfel und konnten am Ende keine mehr sehen. Ganz anders war der Unterricht. Es galt die Devise »nur in Ivrit«, egal wie, und wenn man sich die Zunge abbrach. Aber es half. Allenfalls durften wir, wenn es kompliziert wurde, in unserer Muttersprache fragen, aber auch dies nur ausnahmsweise. Wir lernten sprechen, wie man es sich nur denken kann – ohne Drill, doch konzentriert, mit und ohne Lektionen, durch Lieder, eigene und fremde Geschichten, Witze und Spiele –, und konnten unseren Fortschritt daran messen, wie wir im Gespräch mit den Kibbuzniks weiterkamen.

Über 700 Leute wohnten in Sarid, es war auch sonst ein stattlicher Kibbuz, bereits 1926 in der Jesreel-Ebene südwestlich von Nazaret gegründet und mehr als zwanzig Jahre älter als der Staat Israel. Jaakov war in einem Städtchen in Galizien aufgewachsen, traditionstreu in einer kleinen jüdischen Schule groß geworden, hatte zum Schluss Fernabitur in Warschau gemacht und sich mit achtzehn durch den Genuss nichtkoscherer Leckereien religiös emanzipiert. Ins Land kam er Anfang der dreißiger Jahre, ein überzeugter Sozialist, der seinen Idealen durch alle schmerzlichen Wandlungen der israelischen Gesellschaft hindurch treu blieb. Auf sein politisches Urteil war stets Verlass, seine Regierung konnte er wie kaum ein anderer kritisieren; aber ich habe auch erlebt, wie er sich in öffentlicher Diskussion in Berlin erhob und eine ehemalige Israeli, die ohne fundierte Sachkenntnis vom Leder zog, mit Informationen aus erster Hand in die Schranken wies. Ohne Zweifel lernten wir über Israel und den Nahen Osten von

ihm am meisten, und nach uns haben viele Gruppen ähnlich profitiert, die er und Chawa in Sarid empfangen oder die sie in Berlin in Ferienkursen Hebräisch lehrten. Religiös war Jaakov seit seiner Jugend überhaupt nicht mehr. In seinen Briefen wimmelte es von »Gott sei Dank!«, und an seinem Grabe sollte nur ein Psalm verlesen werden. Der Himmel wird seine Freude an ihm haben!

Baruch Kanael

Er musste hinter mir gestanden und zugeschaut haben, als ich in den letzten Tagen des Aufenthalts von 1962 in der Jerusalemer Hauptpost einen Brief nach Hause frankierte. Jedenfalls tönte es plötzlich akzentfrei hinter meinem Rücken: »Entschuldigen Sie, kennen Sie einen Henning von der Osten?« Ich drehte mich um und entdeckte eine seltsame Gestalt von stattlicher Größe, rotbraune Bartstoppeln im Gesicht, auf dem Kopf eine große Baskenmütze, trotz spätsommerlicher Wärme mit einer dicken Jacke angetan. Als ich verneinte, stellte er sich als Archäologen vor und besagten von der Osten als seinen schwedischen Lehrer. Wir unterhielten uns eine Weile. Dann lud er mich auch namens seiner Mutter für den Abend in seine Laubhütte zum Essen ein, beschrieb den Weg zu ihrem Haus im orthodoxen Viertel Mea Schearim und verabschiedete sich.

Es war der Beginn einer mehr als zwanzig Jahre währenden, manchmal nicht ganz einfachen Freundschaft. Sie hielt nicht zuletzt deshalb so lange, weil das Mütterchen aus erkennbar gutem Hause, das uns am Abend in der Laubhütte aufs Freundlichste bewirtete, mir irgendwann ihren Sohn ans Herz legte, von dem sie wohl am besten wusste, dass er für die alltäglichen Dinge dieser Welt nicht geschaffen war. Beide waren 1935 zusammen mit dem inzwischen verstorbenen Vater angesichts der Bedrohung durch die Nazis aus Deutschland ausgewandert, Baruch im Alter von zwölf Jahren. Er war hochbegabt, konnte eine Reihe antiker Sprachen und sprach fließend ein halbes Dutzend moderner. Er hatte seinen Doktor in Archäologie gemacht, auf Deutsch ein allseits geschätztes Büchlein über antike jüdische Kunst veröffentlicht und stand am Beginn einer hoffnungsvollen Karriere. Doch ob es nun die frühe Entwurzelung war oder sein Naturell – umtriebiger, wie er war, verscherzte er sich nach und nach alle Ausichten, indem er allzu sorglos mit den Stipendien und Lehraufträgen umging, die er in Deutschland und den USA erhielt. Bei seinen Besuchen brachte er uns manchmal durch seine Nachlässigkeit zur Weißglut, doch ist uns ebenso unvergessen, wie er bei einer sommerlichen Fahrt auf der Göttinger Autobahn eine Zigarette mit der Begründung ablehnte: Wenn ich glücklich bin, rauche ich nicht.

Als ich 1965 für mehrere Wochen in Jerusalem war, besorgte er mir ein Zimmer in Mea Schearim, in dessen Nippeswelt ich erstickt wäre. Baruch hatte Verständnis, verschaffte mir eine Bleibe im Kloster Ratisbonne – und damit die lebenslange Freundschaft mit Pierre Lenhardt, der in jenen Tagen Novize bei den Brüdern vom Zion war.

Irgendwann haben sich Baruch und ich aus den Augen verloren. Als ich unlängst in Jerusalem war, habe ich einen Abstecher nach Mea Shearim gemacht. Doch das Häuschen Rehov Zefanja 26, in dem er zu Hause war, war einem Wohnblock gewichen, und die Bewohner wussten, dass Baruch vor einer Reihe von Jahren verstorben war.